



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Polnische Dörfer.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Polnische Dörfer.

„In einer Quadratmeile hat man das ganze polnische Reich gesehen.“ Diese bekannte Redensart hat insofern recht, als in der ganzen Welt kein Land gleichfarbiger und einförmiger in Sitte, Dialekt und Lebensweise seiner Bewohner wie in Bodenbildung, Cultur und Fruchtbarkeit ist, als Polen. Die Bürger von Slupce gleichen denen von Terespol dergestalt, daß man die Terespoler nach Slupce und die Slupcer nach Terespol setzen könnte, ohne irgend eine Veränderung zu bemerken. Noch auffallender ist die Einförmigkeit des Bauernstandes: wie es den Einen im Glück, Unglück, in Arbeit und Genuß, in Besitzthum und Verpflichtung geht, so geht es Allen — leider aber Allen schlecht.

Sobald man von deutscher Erde, also nicht durch das Großherzogthum Posen oder Galizien, den Fuß über die deutsche Grenze setzt, sieht man augenblicklich, daß man in eine andere Welt gerathen ist. Feld, Wald und Wiese, Alles hat ein anderes Aussehen.

In der Wildniß des Waldes sind die durchführenden Fahrstraßen unbestimmt, d. h. so breit, daß ein Regiment Soldaten in Front marschiren könnte, wenn nicht allenthalben noch einzelne Baumstümpfe und Büsche ständen, denn die Wege werden nie künstlich gebahnt und sind nicht mehr als die sichtbare Spur von Wagenrädern und Stiefel- und Fußsohlen. Daher macht jeder Wagen und jeder Fuß nach Laune sein eigenes Geleis nach rechts oder links, Büsche und junge Bäumchen niederfahrend, und jeder Weg wird zu einer Menge von Pfaden, in deren Terrain, das oft sehr groß ist, weder Busch noch Baum empor kommen kann. Dadurch entstehen weite wüste Bodenflächen, welche zum Walde gezählt werden und doch kaum ein Büschchen hervorbringen. Diese Flächen sehen aus wie Plätze der alten Gespensterromane, auf welche ein Fluch geschleudert worden. Von einer Anpflanzung ist nirgend etwas zu sehen. Wer sollte den Wald anpflanzen? der Edelmann? wozu? der Herr hat ja für sein Kammin immer noch Holz genug! Oder der Bauer? der arme Teufel wäre toll, da der Nutzen doch nur dem Edelmann zu Theil wird! Und was würde aus der Pflanzung werden? Der herr-

schaftliche Hirt soll doch sein Vieh nicht etwa von den jungen Pflanzen zurückhalten? das wäre dem Burschen viel zu unbequem! Und die Bauerkinder, deren eins seines Vaters drei Schafe, zwei Schweine und fünf Gänse, das andre eine Kuh, ein Pferd, eine Ziege und drei Zinskapainen zur Waldweide getrieben bringt? Die Luft, dem Herrn Edelmann, der ihre Eltern peinigt, Schaden zuzufügen, steckt in ihnen als ein Blutsvermächtniß. Es müßte ein Wächter angestellt werden. Aber einen Wächter ernähren, um eines Nutzens willen, der erst den Kindeskindern zu Theil wird — das würde jeder polnische Grundherr für eine unverantwortliche Tollheit halten. Die Wästen bleiben demnach, und es ist am besten so. So will es das alte Herkommen und die Einsicht, die in der neuesten Zeit immer noch die alte ist.

Tretet aus dem Wald auf die nächste Wiese. Auch diese Wiese gleicht durchaus nicht einer deutschen. Sie ist ganz voll Schilf, sehr versumpft, und nirgend ist ein Graben, der merken ließe, daß der Mensch hier wenigstens die Absicht gehabt habe, den Sumpf weg zu schaffen und einen gesunden Graswuchs zu erschaffen. Wozu eine solche Idee? Frißt das Vieh nicht auch Schilf und ist es nicht zufrieden, wenn es satt ist? philosophirt der hochbetitelt, „erleuchtete vielvermögende“ Grundherr. Was kommt darauf an, ob es ein wenig mehr oder weniger gesund ist, ob es ein wenig mehr oder weniger Milch gibt, ob ihm statt der Wolle Borsten auf der Haut wachsen, ob die borstige Wolle so weitläufig ist, daß sechzehn und siebzehn Pelze zu einem Stein gehören, ob zur Schurzeit bisweilen auf den Büschen der Trift mehr Wolle zu finden ist, als auf den Häuten der Thiere? Gibt denn nicht die Heerde Milch genug für die Herrschaft und das Gefinde, und schlägt man denn nicht trotz alledem so viel Geld aus dem Schafvieh, als der Herr auf Ungarwein braucht? — Nein, Gräben werden nicht gezogen. Bleibt man auch im Winter ein Mal mit dem Reitpferd im Sumpfe stecken, es schadet nichts; man steigt ab und wadet heraus, das Pferd findet endlich auch seinen Ausweg, so gut wie die Kühe und Ochsen, die ja nach der Heuernte täglich diese Tour tanzen müssen. Es kommt zuletzt auch nicht auf einen Beinbruch an, denn er thut nur höchstens einem Stück Vieh weh; und daß die Nasendecke total zertreten wird, schadet auch nicht, denn aus den tausend fußtiefen Löchern, welche durch die Heerde getreten werden, kommen nächstes Jahr ebenso viele Tausend Schilfhalm hervor, und diese sind gut, denn das Vieh frißt sie. Kurz, die Sache ist in der Ordnung, wir sind in Polen, und hier hält man nichts von deutscher Philosophie.

Das Feld jenseit der Wiese hat aber auch seine Merkwürdigkeiten, und diese harmoniren mit dem Uebrigen. Zunächst zahllose Steinblöcke und Baumstümpfe. Wo diese Steine hergekommen sind, ob als erratiche Blöcke aus dem hohen Norden oder als Alluvialtrümmer aus den Felsengebirgen im krasauer Gubernium und den Carpathen, ist mir unbekannt. Es sind Granitblöcke oft von

einer Höhe von drei Ellen über der Erde und einem verhältnißmäßigen Durchmesser; ihre Anzahl ist auf manchem Feldstücke ungeheuer, auf keinem fehlen sie ganz. Der Pflug muß sich natürlich bequemen, den steinernen Klumpen höflich auszuweichen, und zieht daher seine Furchen in Linien, welche den Windungen eines Flusses nicht nachstehen. Viele dieser Steinblöcke sind aber nicht größer als die Presssteine an den Häusern unserer Städte, und wären sehr leicht weg zu schaffen. Manche Feldfläche könnte durch zwei bis drei Handarbeiter und einige Fuhrgeschirre in wenigen Tagen völlig von den Blöcken gereinigt werden. Aber wozu das wieder? Die Blöcke thun ja keinem Menschen etwas, und die fröhrenden Bauern werden sich schon mit dem Pfluge durch sie hinzuwinden wissen; und bleibt auch hier und da ein Streifen Land ungepflügt, so kommen die Gräser, die darauf sprossen, nach der Ernte doch dem weidenden Vieh zu Nutzen; auf den Flächenraum aber, welchen die Blöcke an sich wegnehmen, ist auch nichts zu geben, denn auf dem übrigen Raum wächst immer noch Getreide genug! Sie sehen, die Philosophie des polnischen Grundherrn, der fast durchweg seine Güter selbst bewirthschaftet, bleibt consequent.

Die Baumstümpfe ferner, welche man zahlreich auf dem Ackerland erblickt, kommen von der Gewohnheit, von Zeit zu Zeit das Feld mit dem Wald zu vertauschen. Man läßt dann eben so viel Feld bewalden, als man Wald zu Feld machen will. Letzteres könnte leicht dergestalt geschehen, daß kein Baumstumpf stehen bliebe. Allein die Bäume mit der Wurzel auszuheben, ist hier zu Lande zu mühselig, die Klöße auszuroden ist noch viel mühseliger. Es bleibt also nichts weiter übrig, als die Stümpfe der Verwesung zu überlassen. Diese aber erfordert bei wenigem Holz eine sehr lange Zeit, und oft sind die Stümpfe kaum von der Fäulniß angegriffen, wenn die Zeit da ist, das Feldstück auf's Neue zu bewalden. Bisweilen kommen die Bauern der Fäulniß zu Hilfe, indem sie Feuer an die Stümpfe legen. Sie richten zwar damit nicht viel aus, ein Sturz bleibt doch übrig und der Klotz in der Erde, diese Thätigkeit aber macht ihnen eine kleine Freude und Aufregung.

Noch mehr fallen dem Fremdling auf den polnischen Feldern die Schlehengebüsch und wilden Apfel- und Birnbäume auf. Oft findet man sie in großen Gruppen stehen und so zahlreich, daß das Feld einem weitläufig bepflanzten Obstgarten nicht unähnlich sieht. Wer den ersten Tritt auf den Boden des Polenreichs thut, begreift diese wilden Obstbäume im Fruchtlande durchaus nicht, da er nicht ihren Nutzen, sondern nur den Schaden kennt. Unter dem Schatten eines Baumes wächst bekanntlich nie ein kräftiges Getreide, der Halm wird dünner und die Aehre kümmerlich und meist taub. Der Sonnenstrahl ist die segenspendende Göttin aller Früchte. Warum verhüllt der Pole seine Früchte vor dem Antlitz der Göttin?

Man muß wissen, daß dies Buschwerk die Obstpflanzung des polnischen

Bauers ist, er kennt ja keinen andern Apfel als den Holzapfel, und keine andere Pflaume als die Schlehe, denn ein edler Stamm kommt nicht in sein Bereich; der ist ein Vorrecht des edelmännischen Gartens. Aber selbst viel Edelleute können keine edlen Obstbäume in ihrem Garten aufweisen, und erfreuen sich an diesem heillosen Obst, das in Deutschland kein Bettelbube gern zum Munde bringt. Man muß die Ernte im Herbst mit ansehen. Da ziehen Bäuerlein und Weib, Söhne und Töchter, Magd und Knecht hinaus unter die Feldbäume. Man nimmt Säcke und Wagen mit. Die großen Schapelmützen steigen hinauf in die Aeste, die Haarflechten und Hauben raffen unten am Erdboden auf, und den oben, wie den unten merkt man an, daß sie etwas Kostbares ernten. Zwar zieht ihnen jeder Biß in die herben kleinen Früchte den Mund zusammen, gleichwol essen sie mit wahrer Begeisterung.

Allerdings wird nur der geringste Theil dieses Obstes frisch genossen. Entweder legt man es auf die Böden, läßt es im Winter frieren, damit es weich und mürbe wird, und genießt es dann zum Brod, oder man bäckt es im Ofen, oder man ist es gekocht als Gemüse, oder man säuert damit Wasser, welches dann als Suppe genossen wird und den Namen Quas (Sauer) führt. Dieser Quas ist das unentbehrlichste Nahrungsmittel des Bauers. In jeder Bauernstube findet man in der Nähe des Ofens ein aufrechtstehendes Faß. Das ist das Quasfaß, die Lebensquelle der Familie, die ewige Zuflucht der Hausfrau, die Würze jedes Mahls. Ist nur noch Quas im Faße, so ist das Volk zufrieden. Die Hausfrau schickt dies saure Wasser im Henkeltopfe nebst einem tüchtigen Stück Brod auf's Feld und ist ruhig, ihre Hauspflicht ist gethan, alles Andere ist Nebensache. Man hat eine Art Doppeltöpfe im Gebrauch, zwei Töpfe an einem Henkel. Der eine Topf ist ausschließlich zu Quas, der auch Parschtsch heißt, bestimmt. In den andern kommen Kartoffeln, Kraut, Erbsen oder sonst etwas. Diese zweite Speise, obschon gekocht, befindet sich in sehr trockenem Zustande. Der Bauer nimmt nun aus der einen Topfhälfte etwas von dem Trocknen auf seinen hölzernen Löffel, dann taucht er ihn in die andere Topfhälfte, läßt etwas Quas dazu laufen und so bringt er die Speise lecker zum Munde. Seine Frau gibt ihm nur die Elemente seines Mahles, er combinirt sie. Der Quas aber ist dabei die Substanz, ohne welche keine andere Freude macht; er ist gleichsam der Vocal der Küche, Erbsen, Kraut u. s. w. sind die Consonanten. Es ist gar nicht uninteressant, einen polnischen Bauer essen zu sehen.

Ich lebte fast ein Jahr auf dem Gute eines Polen als Gast. Ich hatte mich dazu verstanden, in seiner Wirthschaft einige deutsche Einrichtungen zu treffen. Meine erste Thätigkeit während des Winters war, von den nächsten Aekern die Steinblöcke wegschaffen zu lassen. Die Bauern halfen mir mit Freuden. Nun aber sollte die Verheerung an ihre geliebten Obstbäume gehen. Als ich am Abend den Aufsehern den Befehl gab, für den nächsten Tag die Bauern zu Ausrottung

des wilden Baumwuchses zu bestellen, sahen sie einander mit sehr langen Gesichtern an. Ich legte mich zur Ruh, sie gingen, um zu bestellen. Kaum war ich eingeschlummert, als sich vor meinen Fenstern hundertstimmig das Geschrei erhob: „kochang panie, proszemi pana!“ (Lieber Herr, wir bitten Sie.) Man verlangte eine Audienz. Ich war gnädiger als hier Brauch, sprang von meinem Heusack — ein Heusack unter den Schläfer, eine schöne seidene wattirte Decke über ihn und ein Rosshaarkeissen von Saffian unter dem Kopf, so ist es in Polen Sitte und Gewohnheit — und öffnete die Thür, welche unmittelbar ins Freie führte, wie man das in Polen sehr häufig findet.

Als bald drangen mit thränenbethauten Gesichtern und Zetergeschrei wol an dreißig Bauern und Bäuerinnen in das Zimmer. Ihr einziges Wort war: „proszę pana, darui drzewinoni!“ (Wir bitten Sie, verzeihen Sie den Obstbäumen.) Es sollte das heißen: schonen Sie die Bäume! Ich versicherte, daß sie der Feldfrüchte halber weggeschafft werden müssen; allein ich machte dadurch die Leute nicht verstummen. Endlich versprach ich, jedem Hauswirth im Frühjahr ein Duzend junger edler Obststämme zum Geschenk zu machen. — „Ach nein, nein, Herr,“ entgegnete man mir, „die dürfen wir nicht haben.“ — „Und warum denn nicht?“ — „Nein, das erlaubt der Herr Graf nicht.“ — „Und warum nicht?“ — „Weil solches Obst nur den Edelleuten zukommt.“ — „Und habt Ihr denn den Herrn Grafen schon deshalb befragt?“ — „Nein, aber wir wissen es.“ — „Ja, gütiger Herr Deutscher,“ nahm ein würdiger Bauer das Wort, „das wissen wir ganz bestimmt, denn ich hatte mir ein Mal zwei Pflaumenbäume, die mir ein Samenhändler statt Vorspannlohn gab, hinter die Hütte gesetzt. Kaum waren sie von dem gnädigen Herrn Grafen bemerkt worden, so knickte er sie um mit der Erklärung, solche Bäume kommen dem Bauer nicht zu. Obendrein bekam ich am Wege weg ein Paar Hiebe von ihm.“

Unter solchen Verhältnissen wäre es eine Barbarei gewesen, den Befehl ausführen zu lassen. Ich nahm ihn zurück, und die abscheulichen Bäume stehen ohne Frage heute noch im Felde. Man sieht hieraus, wie eng verknüpft die Uebelstände der polnischen Landwirthschaft mit den Verhältnissen der Menschen sind, und wie schwer es ist, zu reformiren. — So oft man Wald in Feld umwandeln will, wüthet die Axt der frohnenden Bauern mit einer wahren Mordlust gegen die Stämme, aber vor dem Schlehengebüsch, den Holzapfel- und Holzbirnenbäumen weicht sie mit Pietät zurück. Diese Gewächse gehen wie ein geheiligtes Inventarium von dem Walde an das Feld über.

Auffallend ist ferner an dem polnischen Felde die Methode der Beackerung. Der Acker bildet kein breites Beet, sondern schmale Rücken aus fünf zusammengeworfenen Furchen. Die letzte Furche, welche zwischen zwei Rücken fällt, wird dergestalt ausgestrichen, daß sie den Raum von drei Fruchturchen einnimmt. Es ist sehr begreiflich, daß in der ungepflügten Scheidefurche nichts wächst, und so

eine ungeheure Bodenfläche vergeudet wird. Ich setzte ein Mal einem polnischen Edelmann seinen Verlust bei solcher Arbeit auseinander und erhielt die Antwort: „O, wir bauen ja Getreide genug für uns; wenn wir noch mehr bauten, was sollten wir denn damit machen!“ — Was ich hier schildere, ist die Regel, aber eine allgemein gültige Regel. Außer den deutschen Colonien sind es nur einige große oder besonders energische Grundherren, welche gerade diese Uebelstände zu beseitigen suchen; meist mit Hilfe deutscher Beamten.

Doch weiter über das Feld. — Was dort vor uns liegt, steht aus wie eine Versammlung von großen alten Strohhäufen, die unter dem Einfluß langjähriger Regentropfen und Sonnenstrahlen schwarz gefärbt sind. Es ist das Dorf selbst. Nur eine einzige Farbe ist an diesen verdächtigen Gestalten, den Gebäuden, sichtbar, das häßliche Grauschwarz, welches die Zeit mit ihrem Borstenpinsel den leblosen Dingen aufzustreichen pflegt.

Die Hütten sind von Holzbohlen erbaute und mit Stroh oder Schilf gedeckte ärmliche Gebäude. Ihre Länge richtet sich nach der Länge der Bohlen, die man zum Bau zu verwenden hatte, denn die Bohle muß von einer Ecke des Hauses bis zur gleichseitigen andern reichen. An jedem Ende wird ihr ein Falz eingeschnitten, in welchen sich die Bohle der andern Seite des Quadrates mit ihrem Falz hineinsenkt. So verbinden und befestigen sich die Hölzer gegenseitig. Durch Schichtung von Bohle auf Bohle entsteht nun ein großer hölzerner Kasten, der im Innern durch zwei hölzerne Scheidewände drei Abtheilungen erhält. Die mittlere und größte ist die Stube, auf der einen Seite der Stall für die Kuh und Schafe, auf der andern Seite die Hausflur, welche vor die Oeffnung des Backofens führt und zugleich die Futterkammer abgibt. Ofen und Backofen sind eins, ein ungeheures plumpe quadratförmiges Lehmgemäuer. Dasselbe nimmt ungefähr den vierten Theil des Stubenraumes weg, reicht aber nicht bis zur Decke empor. Die Oberfläche, oder das Plateau dieses Riesensofens gewährt Kindern, Knecht und Magd die Stätte für die Nachtruhe. Hart ist sie zwar, aber warm. — Die Stube besitzt auf jeder Seite ein Fensterchen von zwei Scheiben. Von außen ist auch nicht das Mindeste für das gute Aussehen des Baues gethan, weder Kalk noch Farbe sind sichtbar. Man erblickt nur in den Fugen und Lücken der Bohlen alte Lappen und Moosflocken, welche der eindringenden Zugluft wehren. In der Nähe der Hütte steht Scheuer und Ochsenstall, Räume, die nicht einmal aus Bohlen, sondern aus rohen jungen Fichtenstämmen zusammengesetzt sind. Eine Barrière der rohesten Art umschließt diese Gebäude und bildet den Hof.

Aus solchen Gütern besteht das polnische Dorf, und man bedauert die Menschen, die in so melancholischen Nestern wohnen. Da ist auch nichts Erheiterendes zu erblicken, Alles häßlich und finster, und das ganze Dorf wegen der sehr weitläufigen Aufstellung der Gebäude öde und leblos. Wer gewöhnt

ist an das liebliche Bild der deutschen Dörfer, deren rothe Dächer, weiße Schornsteine und blaue Thurmkuppeln aus dem fetten dunkeln Grün der Obstbäume hervorschauen, wie bunte Blumen aus den Blättern eines Kranzes, der erschrickt vor einem polnischen Dorfe. Keine Bäume um das Dorf, unter zwanzig Dörfern besitzt nur eins eine Kirche, aber auch diese gibt dem Dorfe kein besseres Ansehen, denn sie ist nichts mehr als eine schwarzgraue große Bretterbude, vor deren Thür sich auf ebener Erde ein niedriges offenes Balkengerüst befindet, in welchem die Glocken hängen. Dagegen ragen überall riesige Kreuze in die Luft. Jedes Ende des Dorfes, jeder Kreuzweg, selbst mancher Hof besitzt sein Kreuz. Es starrt gewöhnlich weit über die Hütte empor, besteht aber aus nichts weiter als zwei plumpen Balken, oft sogar aus zwei rohen Baumstämmen, welche durch gedrehte Weidenruthen mit einander verbunden sind. Die Kreuzwuth der polnischen Bauern ist sehr groß, Häufig pflanzen sie vor ihre Höfe eine junge Fichte, um die emporgewachsene in ein Kreuz umzuwandeln. Die Krone wird abgeschlagen, die Nester desgleichen, ein Querholz oben daran gebunden und der fromme Schmuck der polnischen Dörfer ist fertig. Ein schlechter Schmuck sind noch die hohen Schwengel der Brunnen, die wie riesenhafte Wagebalken hoch über dem First der Hütten in die Luft schweben. Jeder Hof hat seinen Brunnen, der nicht mehr als ein viereckiges Loch ist, dessen Erdwände durch Holzbohlenstücke abgesteift sind.

Die Menschen in diesen tristen Dörfern passen zu Dorf, Feld, Wiese und Wald. Es sind schlotternde, mißvergnügte Gestalten, die Männer in langen wollenen weißen Kitteln, ungeheuren Stiefeln, in denen die Füße mit dicken Strohwickeln umwunden stecken, ungeheuern Schafpelzmützen und Beinkleidern von der größten Leinwand; die Frauen in einem weißen Rock und turbanartigen Kopftuch, am Oberkörper bloßes Hemd. Gewöhnlich tragen sie auch eine Schürze vor dem Leibe und eine zweite auf dem Rücken, deren Bänder auf der Brust über Kreuz laufen und auf dem Rücken zusammengebunden sind.

Die Männer gleichen entweder wandelnden Baumstümpfen oder aufrechtgehenden Eisbären. Die dumme Miene der schnurrbärtigen Gesichter und die langen steifen Haupthaare erhöhen das Ungemüthliche des Anblicks. Die Frauen sind gewandter und lebendiger, der leichtere Sinn des Geschlechts hebt sie besser über die drückenden Verhältnisse empor. Auch die Jugend hofft noch und will gefallen. Die Tracht der Burschen ist kleidsamer. Sie tragen schwarze niedrige Filzhüte, das leinene Hemd hängt kuttentartig über die Beinkleider und wird von einem breiten rothwollenen Hüftgürtel zusammengehalten. Auch die Mädchen verhüllen die Brust durch nichts weiter als das dünne Hemd, welches durchweg den Schnitt eines deutschen Männerhemdes hat.

Aus allen Gesichtern aber spricht das Verhältniß der Knechtschaft; Trägheit, Lebensunlust, Scheu und Angst zeigen sich schnell in Blick und Geberde. Wo möglich, weicht der Bauer dem Edelmann und städtisch Bekleideten — denn jeden

solchen hält er für einen Edelmann — aus. Aber wenn es nicht möglich, so entblößt er schon auf vierzig bis fünfzig Schritte Entfernung sein Haupt und geht bis zur Erde niedergebeugt, die Mütze dem Empfänger der Huldigung zugestreckt, vorüber. Die Bäuerin dagegen umfaßt mit ihren Armen die Füße des Begrüßten und küßt ihm die Knie.

In jeder Beziehung ist der Bauer abhängig. Als Bursche oder Mädchen wird er genöthigt dem Herrn als Knecht oder Magd zu dienen, die letztere sogar mit ihrem Leibe; als Bräutigam oder Braut ist er dem Edelmann unterwürfig, da er von ihm Erlaubniß zur Ehe bedarf; als verheirathete Person ist er abhängig, da es von dem Herrn abhängt, ihn zu einer Wirthschaft und dadurch zu einer Art von Selbstständigkeit gelangen zu lassen; als Wirthschafter ist er abhängig, da nichts von der ganzen Wirthschaft sein, sondern Alles des Edelmanns Eigenthum ist; als Vater ist er abhängig, da das Schicksal seiner Kinder von dem Edelmann abhängt, der die Zuversicht des Bauers in Bezug auf die schreckliche Militairpflicht seiner Söhne ist.

Natürlich hat das Dorf keine Schule. Außer in den deutschen Colonien sind etwa nur zwanzig Dörfer in Polen, welche etwas wie eine Schule besitzen. Die Russen sind ebenso wie die polnischen Edelleute der Meinung, daß es nicht gut sei, wenn der Bauer viel verstehen lerne. Man meint, er werde es dann ebenso machen, als jenes Roß, welches plötzlich Menschenverstand bekam, den Reiter abwarf und zertrat. Diese Ueberzeugung übt im ganzen russischen Reiche eine sehr vielfältige Wirkung aus.

Und gewissermaßen muß man jene Meinung theilen. Was würde Unterricht dem polnischen Bauer zunächst bringen als eine tiefere und noch peinlichere Empfindung seiner jämmerlichen Lage? Und das ist dem armen Teufel nicht zu wünschen, wenn gleich sich damit eine Aussicht auf eine späte bessere Zukunft verbindet. Seine Dummheit hält ihn wenigstens in einer gewissen Empfindungslosigkeit. Er gleicht dem Grase, das sich ruhig mit Füßen treten läßt, und alle Jahre neue Halme treibt.

Die Geistlichen sind wackere Leute; sie tragen eifrig dazu bei, die Bauern in Gras zu verwandeln und wie Gras zu rupfen. Man sehe das Geberden der Bauern, wenn sich ein Nordlicht blicken läßt, ihre Capriolen vor den Kreuzen und Heiligenbildern bei einer Mondfinsterniß, man höre ihr Gebrüll in der Christnacht und an den Tagen gewisser Heiligen, ja man sehe nur einen Bauer sein Morgen- oder Abendgebet verrichten, wie da die Lippen vom Gebet bewegt werden, während seine Hand den Hund prügelt, wie schnell er den Hund losläßt, um bei dem bestimmten Worte das Antonius- oder Marienbild an der Wand oder das Weihbecken an der Thür zu küssen, wie er dann wieder zum Tische geht, die große Schafpelzmütze nimmt und mit betenden Lippen eine Jagd gegen gewisse unbeliebte Thierchen in der Mütze anstellt. So etwas muß man ansehen,

um zu wissen, wie viel die Geistlichkeit dazu beiträgt, den Bauer in thierischer Dummheit zu erhalten. Freilich sind die einzelnen Geistlichen in der Regel nicht viel klüger.

Der russische Bauer ist in vieler Beziehung besser daran als der polnische. Der Russe hat in der Regel die Aussicht, sich durch Ausdehnung seiner Viehzucht zu einigem Wohlstand empor zu schwingen; sein Grundherr setzt sogar einen Stolz darauf reiche Bauern zu besitzen. Nachtheil kann ihm der Reichthum seiner Leibeigenen nicht verursachen, da der Bauer als Gegenstand für immer an ihn gebunden ist. Man findet in Rußland Bauern, welche sehr großes Vermögen haben. Wenn sie nun auch in ihrer Unfreiheit damit keine Rittergüter und hohen Ehren erwerben können, so dient es ihnen doch dazu, sich ein bequemes Leben zu bereiten. Ihre Dienstverpflichtungen bürden sie sammt ihrer Wirthschaft gemietheten Knechten auf und leben vergnügt in Städten. Dazu bedürfen sie allerdings der Erlaubniß ihres Leibherrn, aber diese wird ihnen gegen einen Geldzins und unter gewissen Beschränkungen nicht verweigert. So lebt z. B. in Winst ein Bauer Namens Jilipow, dessen Vermögen über 60,000 Rubel Silber beträgt. Für die Erlaubniß in der Stadt zu wohnen, zahlte er seinem Leibherrn früher an jedem Neujahrstage dreihundert Papierrubel. Später hat er diese Erlaubniß für sich und seine Nachkommen durch ein Kapital erkaufte. Da es ihm nicht erlaubt werden konnte, Grundeigenthum zu besitzen, so erbaute er sich einen Palast auf den Namen eines armen Bürgers, der dadurch wenigstens für seine Lebenszeit freie Wohnung bekommen hat. Seine Kinder erzieht der reiche Bauersmann auf großem Fuß, läßt sie Sprachen und Musik lehren und sie auf's feinste städtisch kleiden. Allerdings mußten die jungen feinen Leutchen sich gefallen lassen, dem Leibherrn nach der bei ihm eingeführten Weise eine Zeit lang als Knechte und Mägde zu dienen. Dies nur darum, damit ihnen der Stempel der Leibeigenschaft eingedrückt sei und ihre Unterthänigkeit in der Erinnerung bleibe. Derartige Jilipow's gibt es gar nicht wenige in Rußland. Vor Gericht werden sie allerdings nicht nach ihrem Reichthum gemessen, und in die Gesellschaften des Adels erlangen sie nie Eintritt. Die bürgerlichen Gesellschaften dagegen nehmen sie gern auf, denn der Bürger schätzt den Mann nach seiner Tüchtigkeit und — Geldkraft.

In Polen dagegen ist ein reicher Bauer eine Unmöglichkeit. Und zwar gerade deshalb, weil er freier ist, als der Russe, d. h., weil er persönliche Freiheit besitzt, die ihm vom Staat zuertheilt worden. Diese persönliche Freiheit ist für ihn ein rüchischer Schein, so kostbar auch das Recht ist, das sie verleiht. Der Bauer in Polen ist nicht an das Gebiet, den Boden seines Herrn gebunden und alljährlich am Tage des heiligen Jacob kann er ziehen, wohin er will. Aber der Edelmann braucht den Bauer, und es muß ihm in dem menschenarmen Lande daher sehr daran liegen, daß er bleibe. Das aber ist sicher nur dadurch zu be-

werkstelligen, daß der Bauer keine Art von Vermögen, am allerwenigsten baares Geld besitze; denn besitzt er Geld, so kauft er sich ein Grundeigenthum an, wozu ihm bei einigen Staatsgütern, den deutschen Colonien, und sogar bei einigen braven Edelleuten die beste Gelegenheit gegeben ist, und wozu er nach dem Landesgesetz, welches noch von der Zeit der Constitution her stammt, berechtigt ist. Für 250 Thlr. kann er ein Gut eigenthümlich kaufen, welches viel umfänglicher ist, als eine gewöhnliche Bauernwirthschaft. Seit es den Bauern bekannt geworden, daß sie Grundeigenthum besitzen dürfen und daß zum Ankauf an gewissen Orten Gelegenheit ist, ist ihr höchster Wunsch, in Besitz des Kaufgeldes zu gelangen. Das zu verhindern ist aber Sache des Grundherrn, und an Mitteln gebricht es ihm nicht, denn er macht die Gesetze in seinem Dorfe.

Die Wirthschaften, in welche der Edelmann Bauern einsetzt, bestehen ungefähr aus folgendem: zwölf Morgen Boden (keine Wiese und kein Garten), eine Hütte zum Wohnen, eine Scheuer und ein Stall, ein paar Zugochsen, eine Kuh, vier Schafe, zwei Ferkel, sechs Hühner und ein Hahn, ein Wagen nach Landesfütte, ohne irgend eine Spur von Eisenbeschlag, ein Pflug ohne Räder für das Ochsenjoch eingerichtet, eine Egge aus Weidenruthen geflochten, eine Laterne, eine Flachsbreche, eine Graupenstampfe, ein Kleien- und ein Wasserfaß, eine Waschgette, zwei Tränkeimer, vier Milchäse, ein hölzerner Eßnapf und sechs hölzerne Eßlöffel. Das ist das Inventarium, was der Grundherr dem Bauer zur Benutzung übergibt. Dazu kommen noch als unbewegliche Gutstheile: ein Tisch, dessen Füße als Pfähle in dem Erdboden der Stube eingeschlagen sind und ein großes aus plumpen Balken gezimmertes Bettgestell, welches mit der hölzernen Wand des Gebäudes dergestalt in Verbindung steht, daß es zu dem Gebäude gehört, ebenso wie die Bank, welche gleichfalls beim Bau der Hütte entstanden und ein unwandelbarer Theil der Bohlen-schichten der Wand ist. Zu allem dem gehört noch eine auf dem Schilfdache liegende und zum Schornstein führende Leiter, welche auf einem dicken aus der Erde hervorragenden Stamme fußt.

Eigenthum des Bauers ist ein Federkopfkissen, ein Deckbette und ein Betttuch, welches zugleich statt des Tragkorbs, den man hier nicht kennt, zum Transport der Marktwaaren benutzt wird. An dies Privatvermögen hält sich auch in der Regel der Grundherr, wenn er den Bauer wegen rückständiger Frohnen, Kapannen- oder Eierzinsen ausspändet. Und fast scheint es, als ob wegen solcher Ausspändung keinem Bauer eine Wirthschaft übergeben werde, der nicht ein Kopfkissen, Deckbett und Betttuch besitzt.

Bei solcher Einrichtung ist es nur schwer möglich, zu Wohlhabenheit zu gelangen; fände der Bauer aber doch den Weg, so tritt ihm der Edelmann sogleich entgegen, indem er ihm das Erübrigte geradezu wegnimmt und zwar mit der Behauptung, daß dem Bauer nicht mehr zukomme, als ihm übergeben sei, oder indem er ihm die Wirthschaft schmälert. Bestellt der Bauer sein Feld mit Fleiß

und macht er gute Ernten, so wird der Grundherr nicht lange zögern, ihm ein Stück des Feldes wegzunehmen. Hat der Bauer in seiner Viehzucht Glück, erzieht er vielleicht einige Stiere, oder vergrößert die Zahl seiner Schafe, so ist augenblicklich der Grundherr da und nimmt ihm das überzählige Vieh mit der Behauptung, daß er nicht mehr zu besitzen das Recht habe, als ihm übergeben sei, und ihm nur dann ein Stück Vieh nachzuziehen erlaubt sei, wenn eins von dem Inventarium durch Schlachten oder Sterben in Abgang gekommen sei. Will der Bauer also seine Viehzucht nützen, so muß er wie ein Spitzbube verfahren, die nachgezogenen Stücke auf alle mögliche Weise verbergen (wozu allerdings die Weide in den finstern Wäldern ein Mittel bietet) und sie so pfliffig als möglich auf dem Wochenmarkt der nächsten Stadt zum Verkauf bringen. Er muß der räuberischen Hand des Herrn mit spitzbübischer Schlaueit zuvorkommen. Der Herr erfährt natürlich, daß der Bauer Vieh verkauft hat und fordert das Geld von ihm. Der Bauer verweigert das unter Vorwänden aller Art und rettet es dann wol, darf sich aber eine Ladung Stock- oder Knutenhiebe nicht verdrießen lassen, deren Ertheilung der Herr zu Veröhnung seines Herzens nöthig hat. Ich war Augenzeuge, daß ein Bauer in dem hier angegebenen Falle sechzig Hiebe bekam. Die Execution fruchtete nicht, und auf Befehl des Herrn wurde sie an verschiedenen Tagen fünf Mal wiederholt. Allein der Bauer war nicht zu bewegen, sein Geld herauszugeben oder den Ort zu bezeichnen, an welchem er es aufbewahrte. Als er nun auch nach der sechsten Execution noch männlich behauptete, er dürfe das Geld nicht hergeben oder verrathen, weil ihm sein Patron, der heilige Antonius, im Traum geboten habe, lieber den Tod zu erleiden, als das zu thun, so war die Geduld des Herrn erschöpft. Wüthend reißt dieser die Knute aus der Hand seines Aufsehers, wälkt den Bauer eigenhändig noch mit einigen furchtbaren Streichen und schließt den Proceß mit den Worten: „Jetzt behalte Dein Geld, Hundsfott!“ Wie von einem Gott ergriffen, springt der Bauer, dessen Schmerzgebrüll eben noch das Gehöft erfüllte, empor von der Strohschütte, umarmt und küßt die Füße des Herrn, stürzt wie toll unter ein nahes Kreuz und umarmt dies unaufhörlich in höchster Freude schreiend: „Herr Gott, nun danke ich Dir, nun ist das Geld mein.“

Um den Bauer nicht in Besitz von Geld gelangen zu lassen, wendet der polnische Edelherr selbst das schändlichste Mittel an. Es gibt keine größere Schändlichkeit, als den Arbeiter zu zwingen, seinen verdienten Lohn zum finanziellen Vortheil des Lohngebers — durch Trunk zu vernichten; und gleichwol geschieht dies in ganz Polen. Die Arbeit, welche der Bauer über den Frohnfuß hat leisten müssen, muß ihm nach dem Gesetz mit baarem Gelde bezahlt werden, statt dessen aber gibt ihm der Edelmann Anweisungen auf den Schnaps in seinem Schenkhause. Dieser Gebrauch ist eine beinahe ausnahmslose Regel; ebenso eine andere: den Kindern der Bauern, welche auf dem Edelhofe ihre zweijährige Dienst-

pflcht als Knechte oder Mägde leisten, den Lohn in Kleidungsstoffen auszusahlen. Um hohen Neujahrstage pflegt der Grundherr in einem seiner Zimmer eine Ausstellung von Waaren zu veranstalten, welche er auf dem nächsten Jahrmart ein- gekauft hat. Das Material ist bereits in Theile zerlegt, welche zu gewissen Kleidungsstücken nöthig sind. Da steht man blaues Tuch zu Mädchensukmanen, Kopfstücher, Schürzen, gewirkte Strümpfe, Schuhe, Leinwand, Kämmen u. s. w. Jeder Artikel ist mit einer gewissen Preisangabe versehen. Nun erscheint das Gesinde und wählt, was es braucht, bis zur Höhe seines Lohns. Wenn der Herr einen kleinen Theil des Lohns in baarem Gelde auszahlt, so gilt dies schon für eine Gnade.

Das baare Geld ist deshalb etwas sehr seltenes für den polnischen Bauer; aber auch in anderer Hinsicht ist seine Armuth kläglich und sein Leben fast thierisch.

Seine Bewirthschaftung ist begreiflicher Weise die elendeste von der Welt. Er wirthschaftet einzig und allein, um sich vor dem Hunger zu bewahren, und dürfte er hoffen, so viel Pilze, Kernobst und Schlehcn zu ernten, als zu seiner Familie Sättigung auf das Jahr nöthig sind, so würde er seine Felder gar nicht bestellen. Den Dünger wirft er in der Regel auf das Stückchen Land, welches sich von einer Barriere umschlossen bei der Hütte befindet und alle Jahre mit Hanf und Gemüse bebauet wird. Bringt er den Dünger auf diesem Fleck nicht unter, so fährt er ihn auf sein nächstes Feldstück, das er dann Jahr für Jahr mit Erbsen und Kartoffeln bestellt, denn diese Früchte sind seine wichtigsten Nahrungsmittel und erscheinen in Begleitung des unschätzbaren Quas fast täglich auf seiner Tafel oder im Zwillingshenkeltopfe.

Alle Fruchtarten bestellt er durch ein einmaliges Pflügen. Die Gersten- und Hafestoppel z. B. läßt er regelmäßig liegen bis zur Roggen- oder Weizensaat, und ein Glück ist es für ihn, daß der Boden durchschnittlich wenig Thonbestandtheile, dagegen eine starke Sandmischung hat. Daher kann ihm durch geringe Vorbereitung die zur Aufnahme des Saamens nöthige Eigenschaft gegeben werden. Der Pflug muß Alles thun, denn die von Weidenruthen geflochtene federleichte Egge hat selbst in diesem leichten Boden keine Wirkung, und die Walze kennt man nicht, könnte sie auch wegen der Steinblöcke und Baumstümpfe nicht anwenden. Allermeist wird das Getreide flach untergeackert und es gedeiht trotz der schlechten Bearbeitung recht gut. Klima und Boden des Landes sind dem Getreidebau sehr förderlich. Von bedeutendem Einflusse ist, daß nicht die Ostwinde, sondern die Südwinde in Polen kühle Bitterung bringen, da die Carpathen im Süden liegen. Diese Windrichtung ist im Winter selten, im Sommer häufig. Die Feuchtigkeit der Luft ist wegen der vielen Waldungen größer als in Deutschland und die oft fabelhafte Fruchtbarkeit bei leichtem Sandboden mag zum Theil daher stammen. Trübe nicht die Natur so viel dazu bei, so würde es um den Feldbau des polnischen Bauernstandes sehr schlimm stehen.

Allein diese Vorwürfe treffen den Bauernstand nicht allein. Auch die Wirthschaften adliger Herren trifft er. Es ist eine traurige Wechselwirkung. Die Edelleute wollen, daß die Bauern schlechte Landwirthe sind, damit sie in Noth und Dürftigkeit bleiben; die schlechte Wirthschaft der Bauern hält aber auch die Wirthschaft der Edelleute fest auf der niedrigsten Stufe — das unterdrückende Gewicht muß selbst in der Niedrigkeit bleiben, um seinen Druck ausüben zu können; so wie die emporhebende Kraft selbst mit in die Höhe steigt.

Wandereien aus Westphalen.

Der Name Westphalen, früher vom Rhein bis zur Elbe ausgedehnt, beschränkt sich jetzt auf die Regierungsbezirke Münster, Minden und Arnsberg. Historisch-romantische Erinnerungen mannigfacher Art geben dem Landstriche ein eigenthümliches Interesse. Westphalens „rothe Erde“ war der Mutterboden der heiligen Behme, dieser eigenthümlichen Geschworenen des Mittelalters. Ganz Westphalen war in Freigrasschaften eingetheilt, deren jede einen Freistuhl inne hatte; der oberste Freistuhl und zugleich der berühmteste, an dem Fürsten und sogar ein Kaiser „wissend“ geworden, war der „Spiegel zu Dortmund“. Die Linden des Königshofes, der Mal- oder Dingstätte, stehen noch frisch grün an der malerisch ergrauten Ringmauer der ehemaligen Reichsstadt Dortmund, an der die neue Zeit jetzt auf der Eisenbahn vorbeisauft. Kein „Wissender“ betrachtet die uralte Baumgruppe auf dem Bahnhof, die den steinernen Tisch mit dem Reichsadler beschattet, wo die Acht gesprochen ward. Ein anderer fast eben so berühmter Freistuhl war der Baumgarten des Schlosses zu Arnsberg, der reizend gelegenen Hauptstadt des bergigen Sauerlandes. Historische Denksteine sind in Westphalen fast alle großen und kleinen Städte. Da ist Engern, einst eine mächtige Stadt, das Haupt eines Landes, wo der Sachsenherzog Wittekind herrschte, jetzt ein Dorf, wo seine Gebeine in einem gläsernen Sarge in der altergrauen, versunkenen Kirche gezeigt werden. Seine Dienstkleute, namentlich eine Art berittene Leibgarde, sind in directer Abstammung die Vorfahren der reichen Besitzer von Bauerngütern, Sattelmeyer genannt, die nur unter den Engern vorkommen und den Geschichtsforschern schon viel Kopfbrechen gekostet haben. Zu den charakteristischen Gebräuchen gehört es, daß bei dem Leichengefolge der Sattelmeyer ein gesatteltes Pferd mitgeführt wird. Der Name Wittekind's spielt in Westphalen eine bedeutende Rolle. In der Porta Westphalica hat ebenfalls eins seiner berühmtesten Castelle gestanden, wie eine Thurmwarte an der Pforte Westphalens. Der Berg heißt in der Volkssprache Weddigenstein, Wittekindstein; auf seinem Gipfel steht noch jetzt eine uralte Capelle,